

Text Olaf Kanter

Fotos Imke Lass

Pomp ist Christy Hildebrands Metier, die große Übertreibung. Als Managerin verkauft sie Hochzeiten für das Luxushotel Breakers in Palm Beach. Ihre Kunden, sagt sie, sind „superglücklich“ und doch immer „am Rande des Nervenzusammenbruchs“. Was für ein Stress. Da hilft als Therapie nur ein radikales Kontrastprogramm. Sie hat eine Woche Wilder Westen gebucht. Nicht die Sightseeing-Tour im Mustang-Cabrio, sondern das Original – auf dem Pferderücken. Für Europäer klingt Christy Hildebrands Vorhaben vor allem nach einem wildromantischen Abenteuertrip. Aber in den USA hat eine solche Reise in den Westen schon fast den Charakter einer Pilgerfahrt – und eine lange Tradition allemal: Kaum waren im 19. Jahrhundert die Gleise der transkontinentalen Eisenbahnen verlegt, da machten sich die ersten Städter auf die Fahrt nach Wyoming, Montana oder Idaho, um sich am ursprünglichen Leben der Pioniere zu versuchen. Wie Hildebrand heute waren sie schon damals auf der Flucht vor Lärm und Hektik ihres urbanen Alltags, doch es war für sie immer auch eine Reise der Besinnung, back to the roots. Wenigstens für ein paar Tage wollten sie diesen Geist spüren, der die Pioniere be-seelt haben muss, als sie die „frontier“ eroberten, das letzte Stück Wildnis, das die Zivilisation noch vom Pazifik trennte. Farmer und Rancher freuten sich über die zahlungskräftigen Sommergäste aus dem Osten und ließen die Greenhorns gerne Cowboy spielen. „Dudes“ nannten sie ihre Besucher, komische Typen.

No frills

Rauer geht's nimmer: Auf Butch Smalls Working Ranch werden Freizeit-Cowboys hart rangenommen.

Die Legende lebt: Justin Palmer aus Idaho Falls ist noch ein echter Cowboy, sein Arbeitsplatz ist der Sattel, seine besten Freunde die beiden Hunde Trixie und Gus.



Oder spöttisch „tenderfeet“, blutige Anfänger. Immerhin bescherten diese dem Wilden Westen ein neues Geschäftsmodell – die „dude ranch“ war geboren, wahrscheinlich die Keimzelle des amerikanischen Tourismus überhaupt.

Hildebrand hat sich aus dem vielfältigen Angebot eine besonders rustikale Variante ausgesucht, nämlich eine Working Ranch, auf der nicht bloß Gäste gehütet werden, sondern wirklich noch Rinder. Auf ihren Pferden streifen die Gäste kilometerweit durch unwegsames Bergland und treiben Vieh. Nomen est omen: Das Working bedeutet tatsächlich hart arbeiten, Hände schmutzig machen. Aber genau das wollte die Hotelmanagerin aus Florida auch, die perfekte Antithese zu ihrer Fünfsternekulisse. „No frills“, keine Extras und Bequemlichkeiten, das pure unverdünnte Abenteuer. So landet sie bei Butch Small in Idaho.



Rancher Small hat 400 Kühe, jedes Kuh hat ein Kalb, macht 800 Tiere, dazu kommen noch einmal 40 Bullen. Er hat einen Hund, Banjo, der ihm bei der Arbeit hilft, und außerdem 14 Pferde, allesamt American Quarter Horses, so etwas wie die Landrover unter den Pferden. Kompakt und wendig, stark im Gelände, pflegeleicht und gutmütig, was hier besonders zählt. Denn im Sattel sitzen eben keine Cowboys sondern „dudes“. Die meisten können zwar schon reiten, aber für den absoluten Anfänger gibt Butch eine Schnelleinweisung. „Das Pferd zum Aufsteigen immer so drehen, dass es bergab von dir steht, und so, dass du dich von links in den Sattel schwingen kannst. Zügel nicht so verdammt eng halten, wie es die Europäer machen, sondern ganz locker, und zwar nur mit einer Hand, die andere müssen wir frei haben zum Arbeiten.“ Und dann? „Mit dem Stiefelabsatz einen kleinen Stubs... hey, was sind denn das für Treter?“ Bergstiefel. „Und wie willst du damit schnell aus den Steigbügeln kommen?“ Muss ich das? Butch stöhnt. „Los, beweg dich mit deinem Pferd. Du bist der Reiter und nicht das Gepäck.“



Butchs Clan wollte vor 140 Jahren eigentlich mit den großen Planwagentreks nach Oregon, aber wegen eines frühen Wintersturms blieben seine Ahnen in einem Vorgebirge der Rocky Mountains stecken. Wie unwirtlich die Bedingungen waren, lässt die Adresse der Smalls erahnen: Sie siedelten in den „Dead Horse Hills“. Für Ackerbau war diese Region im Regenschatten der Rockies zu trocken und zu wild, die Smalls verlegten sich auf die Viehzucht, und selbst das war immer ein mühsames Geschäft. Butch Small, 49 Jahre alt, gehört zur vierten Generation, die das Land bewirtschaftet; er glaubt nicht daran, dass seine Töchter Molly und Frances einmal davon leben können, er selbst würde es ohne Nebenjob auch nicht schaffen. Früher hat er als Rodeoprofi Geld dazuverdient. Butch war einer der Besten,

13-mal stand er im Finale der Champions in Las Vegas. Die Narben in seinem Gesicht erzählen von den Runden im Ring, die das Pferd für sich entschieden hat. Als er 1996 seinen Abschied vom Rodeozirkus nimmt, sagt sein Freund Larry Mahan: „Warum versuchst du es nicht mit zahlenden Gästen auf deiner Ranch?“ Butch ist skeptisch. „Du meinst, dass Leute mir ihr schwer verdientes Geld geben, um den Knochenjob eines Cowboys zu machen?“



Der Ritt geht vom Camp in 2500 Meter Höhe bis auf einen 1000 Meter höheren Bergkamm: Im Westen die schneebedeckten Berge der Rockies, im Nordosten die waldigen Flanken der Bitterroot Mountains, dazwischen schimmern silbergrau die kahlen Gipfel der Dead Horse Hills. Silber, das ist der Wüstensalbei, der hier alles überwuchert und unter den Hufen so aromatisch duftet. Butch lenkt sein Pferd auf einem Pfad abwärts auf einen Wald zu. „Mit der freien Hand die Äste wegschieben“, rät er noch. „Wer im Gestrüpp seinen Hut verliert, zahlt eine Runde Bier.“ Wir kämmen das Hochtal auf seiner ganzen Breite durch, treiben etwa 100 Rinder zusammen und zum Middle Creek hinunter. In einer Staubwolke trotten die Rinder weiter, fünf Meilen noch, bis zur nächsten Flussgabelung. Butch öffnet ein Gatter, seine Rinder drängeln sich hindurch und machen sich auf der anderen Seite über das frische Gras her. Schluss für heute, zurück zum Camp, das waren jetzt acht Stunden im Sattel.



Christy Hildebrand nimmt solche Anstrengung lächelnd in Kauf. Reiten wie ein Cowboy, das ist doch ein Traum – und ein amerikanischer Mythos dazu. Gibt es ein mächtigeres Symbol für Freiheit und Abenteuer? Das moderne Amerika produziert Helden am laufenden Band – Baseball-Profis, Gangsta-Rapper, Astronauten, Selfmade-Milliardäre. Doch der Cowboy und sein wildes Biotop im Westen halten seit Jahrzehnten locker mit, egal, welche Figuren der Zeitgeist gerade auf die Bühne zaubert, er ist nostalgische Schwärmerie und knallharte Wirklichkeit zugleich. Viehzucht in unwegsamem Gelände kommt auch im Zeitalter von Fourwheel-drive und Turbolader nicht ohne den Mann auf dem Pferd aus. Die Legende lebt.



Justin Palmer, 22 Jahre alt, ist ein Cowboy wie aus dem Buch: Schnurrbart, Sechstagebart, Hut mit breiter Krempe, weißes Hemd, darüber eine Weste aus filziger Wolle, enge Jeans, Gürtel mit breiter Schnalle, abgewetzte Beinschützer, staubige Boots, klirrende Sporen. Wenn er nicht für Butch Small arbeitet, kümmert er sich um Problemperde, die ihren Besitzern zu wild sind. Für einen dieser Klienten reitet er heute einen braunen Hengst, der ständig nervös bockt. Auf dem Weg zur Rinderherde im Indi-



Der Westen ist noch wild: Seine Scheune hat der Rancher eigenhändig gebaut, aus Douglas-Fichte, die er selbst gefällt hat. Und Fleisch holt er sich nicht aus der Kühltruhe im Supermarkt, er schießt Hirsche und Elch oder schlachtet ein Rind. Seine Herde graszt in den Hochtälern der Dead Horse Hills. Damit sie immer genug zum Fressen finden, muss der Rancher sie weiter treiben, ein Knochenjob. Aber den erledigen seine Gäste.





Das Handwerk muss sitzen: Wer Justin Palmer beim Achtenstundenritt im Gelände (l.) begleitet, sollte möglichst schwindelfrei sein. Reiten heißt bei ihm: bergauf und bergab auf abenteuerlich schmalen Pfaden, durchs Gestrüpp der Wälder und durch Flussquerungen. Jeder muss seinen Weg selbst finden. Zum Job gehört auch der Umgang mit dem Lasso (r.). Butch und Justin haben ein krankes Kalb eingefangen, um ihm eine Dosis Antibiotika zu verpassen. Ein Greenhorn aus der Großstadt muss das Kalb vor den Augen der wütenden Kuh festhalten, während der Cowboy die Spritze setzt.



an Creek bäumt sich das Ross auf und lässt sich rückwärts fallen. Justin kriegt die Füße noch aus den Steigbügeln und springt zur Seite, aber der Hengst erwischt ihn trotzdem noch, rollt über sein linkes Bein ab. Der Cowboy schüttelt sich den Staub aus dem Hemd und beißt die Zähne zusammen. Ruhig nimmt er die Zügel, führt das Pferd ein paar Schritte weiter – und schwingt sich wieder in den Sattel. Butchs Gäste sind beeindruckt. „Dieses Land hier“, sagt Janette Crancer, eine TV-Produzentin, „ist nichts für Vollkasko-Weicheier.“ Die „dudes“ sind stolz auf Justin. Auf den braunen Hengst eigentlich auch.



Die meisten Gäste der Smalls sind Stammkunden wie Elly Sheeley, eine Krankenschwester aus Onset bei Boston. Fünfmal ist sie schon mit Butch geritten, das erste Mal nachdem sie die Filmkomödie „City Slickers“ mit Billy Crystal gesehen hatte: Drei Adrenalin-Junkies aus New York, die im Urlaub vor ihrer Midlife-Crisis davonrennen, melden sich auf einer Ranch zum „cattle drive“ an. Kaum haben sie das sichere Areal der Spaßgesellschaft verlassen, wo man sich noch aus jedem Schlamassel irgendwie herausreden kann, müssen sie Verantwortung übernehmen und beweisen, dass sie echte Kerle sind. Aber sie wachsen mit ihrer Aufgabe und bringen die Herde ans Ziel – wo der Schlachter schon wartet. Eine Working Ranch ist halt mehr als eine Show für Western-Romantiker, eher eine Art Initiation in das wahre Landleben. Wenn Elly sagt, der Urlaub sei für sie „eine Flucht aus der Stadt“, meint sie nicht nur Lärm und Gedränge, sondern auch die lästige Plage der Großmäuler und Wichtigtuer.



Mein Pferd heißt Fritz. Acht Jahre alt, schwarz-weiß gescheckt. „Fritz ist ein gutes Pferd“, verspricht Butch. „aber er hasst Stacheldraht. Pass auf, dass du nicht zu nahe an die Zäune kommst. Und wenn doch? „Dann halt’ dich gut fest.“ Wieso eigentlich Zäune? Bis zum Horizont sehe ich nichts als Landschaft, kein anderes Haus in Sicht, keine Straße, nichts. „Klar brauchen wir Zäune“, sagt Butch. „Die Dead Horse Hills sind in Sektoren aufgeteilt, alle paar Wochen muss das Vieh in den nächsten Abschnitt, sonst findet es nicht mehr genug zum Fressen.“



Butch hat Glück mit seinen Gästen, es sind viele Menschen darunter, die es auf der Karriereleiter bis zur obersten Sprosse geschafft haben. „Ich habe Leute hier, die können sich jeden erdenklichen Luxus leisten“, sagt er. „Aber genau den wollen sie im Urlaub anscheinend hinter sich lassen.“ Sein „cow camp“ besteht aus einer großen Blockhütte, in der die Küche untergebracht ist, aus einer Scheune, aus einem Waschhaus; aus fünf kleinen Blockhütten für die Gäste. Elektrizität gibt es nicht, Kühlschrank und Licht werden mit Gas beheizt. Das fließende Wasser stammt aus der eigenen

Quelle, das Essen ist einfach und deftig. Fleisch vom Rind oder Elch, Eier, Pfannkuchen, Bohnen, Salat. Doch die simple Verpflegung und die karge Ausstattung scheint den Gästen ein fairer Preis für das großartige Naturerlebnis zu sein.

Vor ein paar Jahren bekam Butch eine Anfrage, ob er das ganze Camp ausnahmsweise für nur zwei Besucher reservieren würde, Geld spiele keine Rolle. Der Rancher sagte zu, und Eyal Ofer, Direktor im Vorstand der Royal Caribbean Cruise Line, reiste an. Ein anderes Mal mietete sich Tom Pritzker ein, Miteigentümer und Chef von Hyatt; er zählt wie Ofer oder die Sängerin Jewel und ihr Boyfriend Ty Murray inzwischen zu den Stammgästen. Ihr Luxus ist der Urlaub vom Überfluss.



Heute geht der Ritt zu den Wasserlöchern in der Nähe des Camps, Butch hält nach kranken Tieren Ausschau. Da, eine Kuh mit prallem Euter, also trinkt das Kalb nicht. „Wahrscheinlich Lungenentzündung, das ist typisch für den Herbst.“ Er nimmt das Lasso, gibt seinem Pferd kurz die Sporen, und ehe das Kalb wegzulaufen kann, schlingt sich das Lasso um seinen Hals. Butch zeigt auf mich: „Los, du hältst es fest, bis Justin ihm die Spritze gegeben hat. Einfach die Vorderläufe fest nach hinten drücken, das reicht.“ Ich spüre den wilden Herzschlag des Kalbs unter meinem Bein – und das Wutschnauben der Kuh im Nacken. Wie gerne würde sie mich zur Seite kegeln, aber Justins Hunde, Gus und Trixie, halten sie in Schach. Der Cowboy setzt die Spritze mit dem Antibiotikum, fertig.



Ein Fernsichteam ist zu Besuch im Camp, um einen Beitrag über die Ranch als „Geheimtipp“ zu drehen. Die Werbung kann Butch gut brauchen. Doch es nervt ihn, wie die TV-Leute die Realität verbiegen, damit sie zu den gängigen Klischees passt, „Wir brauchen ein Lagerfeuer“, sagt der Produzent. „Ungern“, sagt Butch, „das ist alles sehr trocken hier.“ – „Aber wir haben doch die Musiker mitgebracht, dazu brauchen wir ein Feuer, Atmosphäre!“ Am Ende knistert das Feuer tatsächlich. Butch schaut grimmig den fliegenden Funken hinterher. Mindy am Bass und Vince an der Gitarre spielen Cowboylieder: Home on the range, Cattle Call, Back in the saddle again. Erst als die Kameras abgeschaltet sind, machen die „dudes“ mit und singen mit Cole Porter gemeinsam gegen ihren Alltag an: Oh, give me land, lots of land under starry skies above, Don’t fence me in. Let me ride through the wide open country that I love, Don’t fence me in.

Butch Small
Small CattleCompany
Tel. 0 01/2 08/3 74 55 55
www.smallcattleco.com
Mehr Info zu Dude Ranches:
www.duderanch.org/Info zu Reisen nach Idaho,
Montana, Wyoming
www.wiechmann.de